

Edwin Haberfellner, geboren 1957 in Steyr, Oberösterreich,
langjährige Tätigkeit im Krankenhaus, Jurastudium, Beamter
und Autor.

EDWIN HABERFELLNER

Grazer Verschwörung

Dieses Buch ist ein Roman. Handlungen und Personen sind frei
erfunden. Ähnlichkeiten mit lebenden oder toten Personen sind
nicht gewollt und rein zufällig.

emons:

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



© Hermann-Josef Emons Verlag

Alle Rechte vorbehalten

Umschlagmotiv: photocase.de / pischare

Umschlaggestaltung: Tobias Doetsch

Satz: César Satz & Grafik GmbH, Köln

Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany 2013

ISBN 978-3-95451-075-7

Originalausgabe

Unser Newsletter informiert Sie
regelmäßig über Neues von emons:
Kostenlos bestellen unter
www.emons-verlag.de

Prolog

Katharina knipste das Licht an und wartete, dass die Neonröhren zu flackern aufhörten. Sie schälte sich aus ihrem Wintermantel und warf ihn achtlos über einen Stuhl. Die Ventilatoren der Brutschränke brummt monoton vor sich hin, gelegentlich verstärkt durch die Lüfter der Kühlschrankschrankkompressoren. Sie war wieder einmal die Erste im Labor. Die vergangene Nacht war schrecklich gewesen. Sie hatte sich im Bett herumgewälzt, so vieles war ihr durch den Kopf gegangen. Vielleicht würden sich ja jetzt auch ihre Haare bändigen lassen, daheim im Bad war nichts zu machen gewesen. Von wegen praktische Kurzhaarfrisur. Erst einmal brauchte sie einen starken Kaffee.

Als sie vom Kaffeeautomaten im Gang zurückkam, war die Labortür nur angelehnt, dabei hätte sie schwören können, sie hinter sich geschlossen zu haben. Katharina stieß sie auf und hätte beinahe ihren Kaffee verschüttet.

»Menschenskind, haben Sie mich erschreckt!«

Eine kleine stämmige Frau stand mitten im Labor und hielt sich die Hand vor den Mund.

Katharina verbiss sich ein Grinsen. »Was kann ich für Sie tun, Frau Weberknecht?«, fragte sie förmlich.

Susanne Weberknecht war die Leiterin des Personalbüros und für das Institut so überaus wichtig, dass ohne sie rein gar nichts ging. Zumindest *sie* war davon überzeugt.

»Ich versuche Sie schon seit einer Woche zu erreichen, und dabei waren Sie die ganze Zeit über hier. Jedenfalls, wenn Ihre Stundenaufzeichnungen stimmen. Ich habe Ihnen zwei E-Mails geschickt, die Sie nicht einmal geöffnet haben, Frau Doktor Wink, und auf meine Anrufe haben Sie auch nicht reagiert«, sagte sie vorwurfsvoll.

Katharinas schlechtes Gewissen regte sich, weil sie die Post von Murrel-Susi, wie die Weberknecht hinter ihrem Rücken genannt wurde, ignoriert hatte, aber das Gefühl verflieg schnell. Ihr aggressiver Ton nervte sie. Natürlich hatte sie ihre Nummer auf dem Display gesehen, aber keinerlei Lust verspürt, mit ihr zu reden.

»Außerdem waren Sie seit mindestens drei Jahren bei keiner der für Labormitarbeiter vorgeschriebenen Untersuchungen. Das ist nicht nur unvernünftig, sondern auch gesetzeswidrig. Es ist Ihnen doch klar, dass das für das Institut schwerwiegende Konsequenzen haben kann? Wenn irgendetwas passieren sollte, lässt man Sie hier nicht mehr rein.«

Es war nur mehr eine Frage von Sekunden, dass Weberknechts roter Kopf platzen oder sie der Schlag treffen würde.

»Jaja, schon gut.«

»Heißt das, dass Sie zur Untersuchung gehen?«

»Und wann sollte ich das tun?«

Die Weberknecht japste nach Luft. »Na, heute! Jetzt sofort. Die anderen Kollegen sind schon unten in der Eingangshalle und werden in ein paar Minuten zur Klinik fahren.«

Katharina seufzte, lehnte sich an den Tisch und überlegte, was sie tun sollte. So eine Nervensäge. Am liebsten hätte sie sie rausgeworfen, aber stattdessen nahm sie einen Schluck Kaffee und zählte stumm bis zehn.

»Frau Doktor Wink, gerade Sie sollten doch mit gutem Beispiel vorangehen«, säuselte Weberknecht plötzlich so freundlich, als würde sie ahnen, was in der Wissenschaftlerin vorging.

Blöde Schleimerin, dachte Katharina. Andererseits hatte Murrel-Susi ja recht. Und was konnte es schon schaden, sich untersuchen zu lassen? Ein Schwätzchen mit den anderen würde zudem sicher auch ein wenig Abwechslung bringen.

Wortlos nahm sie ihren Mantel und ging zur Tür. »Und Sie, wollen Sie vielleicht hier Wurzeln schlagen?«, fragte sie die Weberknecht im Vorbeigehen.

»Wie jetzt? Sie kommen tatsächlich mit?« Überrascht trippelte ihr die Personalchefin hinterher.

Eine Woche später war ein Schreiben von der Klinik gekommen. Sie solle sich sofort melden, einige Werte seien außerhalb der Norm, eine Nachuntersuchung sei zwingend erforderlich.

Sicher meine mangelnde Bewegung und die unregelmäßigen Mahlzeiten. Ich sollte wirklich mehr auf meine Gesundheit achten, dachte Katharina.

Man nahm ihr noch einmal Blut ab und schob sie in den Kernspintomografen. Auf ihre Frage, was denn los sei, antwortete der Arzt, ihr Blutbild weise ein paar kleine Unstimmigkeiten auf, sicher nichts Besorgniserregendes.

Der Befund hatte vor drei Tagen in ihrem Briefkasten gelegen.

Im Labor starrte Katharina auf ihr verzerrtes Bild im Spiegel des Metallschranks und konnte es noch immer nicht fassen. Der Arztbrief lag vor ihr auf dem Tisch: »Pankreaskarzinom im fortgeschrittenen Stadium«. Deshalb also ihre blasse Gesichtsfarbe und das ständige Ziehen im Bauch. Sie lachte bitter auf. Und sie hatte sich die ganze Zeit über eingeredet, dass der Mangel an Sonnenlicht und ihre schlechte Verdauung die Ursachen wären.

Beim Patientengespräch hatte der Arzt sich gewunden wie ein Aal, als sie ihn um eine Prognose bat, und nichts Konkretes von sich gegeben. Sie war nach Hause gefahren, hatte alles, was sie über die Krankheit finden konnte, gelesen und war zum Schluss gekommen, dass ihr bestenfalls noch drei bis vier Monate blieben, eine Therapie in diesem Stadium schien keinen Unterschied mehr zu machen. Danach würde Katharina Wink Geschichte sein. Die Rackerei an der Uni, die unzähligen Nächte, die sie sich im Institut um die Ohren geschlagen hatte – alles vergebens.

In einem Anfall von Wut und Verzweiflung riss sie das Messglas vom Tisch und schleuderte es gegen die Wand. Das Ding zersprang in tausend Stücke. Katharina begann zu weinen. Einunddreißig, keine Familie, nicht einmal einen festen Freund, dafür hatte die Zeit nicht gereicht. Sie ließ sich auf einen Hocker sinken und betrachtete ihre zitternden Hände. Es war zum Verrücktwerden.

Sie erinnerte sich: Vor mehr als fünf Jahren hatte sie ihr damaliger Professor, Robert Tomaschek, nach einer Vorlesung über die richtige Wahl bestimmter Modellorganismen angesprochen und sie zum Essen in die Uni-Mensa eingeladen. Sie war noch Doktorandin gewesen und hatte sich geschmeichelt gefühlt. Der Professor erzählte ihr begeistert von seinen Forschungen, druckste ein wenig herum und bot ihr schließlich eine feste Stelle in seinem Labor an. Zunächst war Katharina skeptisch. Sie wollte schnell richtiges Geld verdienen – ihre Eltern waren nicht gerade wohlhabend –, am besten bei einer der renommierten Firmen der

internationalen Biotech-Industrie. Doch Tomascheks Begeisterung wirkte ansteckend, und als er fortfuhr, vom Zweck und den bisherigen Ergebnissen seiner Forschungen zu erzählen, ahnte sie, dass hier etwas Bedeutendes am Entstehen war, und sagte zu. Der Professor forschte nach einem Heilmittel gegen Krebs. Natürlich, das taten viele andere auch, aber sein Ansatz klang phantastisch und realistisch zugleich.

Obwohl sich seine Theorien damals vielversprechend angehört hatten, mussten sie noch etliche Rückschläge hinnehmen und Jahre weiterarbeiten, bis sich endlich der Erfolg einstellte. Nach Hunderten von Testreihen war ihnen vor sechs Monaten dann endlich der Durchbruch gelungen. Tomaschek war mit einer Flasche Champagner ins Labor gekommen und hatte sich gefreut wie ein kleiner Junge. Alle Versuchstiere waren wieder gesund.

Jetzt war es Mitte März. Draußen schien die Sonne, es roch nach feuchter Erde, und der Gesang der Vögel war durch das offene Laborfenster zu hören. Tränen rannen Katharina über die Wangen. Wenn alles stimmte, was sie gelesen hatte, würde sie den August nicht mehr erleben – dabei liebte sie den Sommer so.

Es blieb ihr nur noch diese eine Möglichkeit. Sie musste es wagen. Und was hatte sie schon zu verlieren?

Mit zitternden Händen kritzelte sie mehrere Zahlenreihen auf einen Zettel. Sie rechnete das genaue Mischungsverhältnis aus und legte dafür das Gewicht der Laborratten auf ihr eigenes um. Im letzten Winter hatte sie wie üblich ein bis zwei Kilo zugenommen, aber das sollte nicht ins Gewicht fallen. Sie zog die Spritze auf, atmete tief durch und setzte sich die Injektion in den Unterarm. Anschließend desinfizierte sie sorgfältig die Einstichstelle, steckte den Plastikschutz wieder auf die Nadel, zog ein Blatt Papier aus dem Drucker, wickelte alles ein und verstaute es in ihrer Handtasche. Ganz ruhig bleiben.

Sie nahm einen karierten Block aus der Lade des Arbeitstisches, zeichnete eine Tabelle und überschrieb die Spalten mit »Datum«, »Zeit« und »Dosis«. Sie zitterte, ihre Knie waren so weich, dass sie sich am Labortisch anlehnen musste.

Das Zeug wirkte aber auch verdammt schnell. Eine seltsame Kälte stieg in ihr auf. Sie hob den Kopf und kniff die Augen zusammen. Die Neonbahnen an der Decke flackerten wild.

Sie sollte sich zusammenreißen und alles dokumentieren. Aber noch bevor sie über die letzte Rubrik »Reaktionen« schreiben konnte, sackte sie zusammen und meinte, in ein schwarzes Loch zu fallen. Katharina schlug hart auf dem Boden auf. Ihr Körper zuckte fünf Sekunden unkontrolliert, danach rührte sie sich nicht mehr.